


Nr. 75. Bromberg, den 11. April 1928.

# Der Mann, den die Welt nicht sah!

## Ein Roman von Traum und Sein von Hanns Marschall.



### 1. Kapitel,

**das uns mitten in den Gang der Handlungen führt, in denen Lanis Carlson der Hauptakteur ist. Zum ersten Male, und für lange Zeit zum letzten Male, begegnen wir auch dem Professor Strandjelm.**

„Meine Herren, hiermit komme ich auf jene geheimnisvollen Strahlen zu sprechen, von denen heute noch so gut wie garnichts bekannt ist, die aber die Weltwunder aller Zeiten in den Schatten stellen werden. Es handelt sich um jene Strahlen, die ich neulich bereits anführte, und die denjenigen, der sie auf seinen Organismus zu beschränken imstande ist, unsichtbar machen!"

Professor Strandjelm machte eine Pause, fuhr mit seinen nervösen Händen durch den langen, schneeweißen Bart und begann von neuem:

„Ich stehe auf dem Boden der Tatsächlichkeit, meine Herren, und wenn Sie auch heute den Eindruck haben mögen, daß das, was ich Ihnen sage, nicht auf dem Lehrplan der Königlichen Universität zu Kopenhagen vermerkt steht, so lassen Sie sich nicht anfechten durch kleinliche Bedenken. Es ist vielleicht das Seltsamste in unserem Zeitalter, daß man allen neuen Forschungen und Entdeckungen mit dem größten Mißtrauen gegenübersteht, obwohl nachweislich in keiner Epoche der Weltgeschichte soviel Erfindungen und Entdeckungen gemacht wurden, wie gerade jetzt. Ich, für meinen Teil, halte es für eine Gewissenlosigkeit, wenn ich Sie mit trockenen Ziffern und chemischen Zeichen quälen sollte, die Spitzfindigkeit und bureaukratische Engherzigkeit erdachte. Lassen Sie uns vorwärtsschauen auf die Dinge, die vor uns liegen und die wir bewältigen müssen, wenn wir weiterschreiten und nicht stehenbleiben wollen. Ich darf Ihnen noch nicht alles sager, was verhältnismäßig kurze Zeit ruheloser Arbeit und intensiven Studiums mir und meinem Mitarbeiter gebracht hat. Was ich Ihnen aber heute schon sagen darf, ist die Tatsache, daß d i e s e n e u e n S t r a h l e n, von denen ich sprach, e n t d e c k t u n d v o r h a n d e n sind. Nun aber handelt es sich darum, die Formel zu finden, im allerkleinsten Format die Strahlenbündel zur Wirksamkeit zu entfachen. Was hilft es beispielsweise, wenn ich bei Erzeugung der geheimnisvollen Strahlen räumlich behindert bin, also eine Fortbewegung meiner Person unmöglich ist, weil die Maschinerie zu groß ist? — Sie würde genau so wenig bedeuten und keinen Fortschritt darstellen, wie eine Taschenlampe, zu der man in Ermangelung einer kleinen Batterie von vier Volt einen großen Akkumulator benötigte!"

Draußen auf dem Flur erklang die Glocke.

„Und in diesem Sinne, meine Herren, schließe ich die heutige Vorlesung und bitte Sie, meine Worte zu beherzigen, die ich vorhin vom Vorwärtsschauen sagte, wenn wir weiterkommen wollen!"

Mit erhobener Hand stand Professor Strandjelm auf dem Podium und sah mit funkelnden Augen, in denen Jugend und heißes Leben lagen, auf seine Schüler.

Ein tosender Beifall setzte ein und die Studenten drängten sich um das Pult ihres Lehrers, der ihnen ein paarmal freundlich zunickte und dann mit großen Schritten den Raum verließ. Draußen half ihm der Pedell, der gerade vorüberkam, in den Mantel. Aufrecht, wie ein Jugendlicher, dem man die 55 Jahre nicht ansah, verließ er die Universität und trat hinaus auf die breite Freitreppe, die zum Frueplads hinunterführte. Warme Frühlingssonne lag über Kopenhagen.

Aufatmend stand Professor Strandjelm einen Augenblick still und sog mit einem stillen Lächeln die frische Luft ein. Dann ging er bedächtig die Stufen hinab und auf einen Wagen zu, der schon auf ihn wartete. Es war ein eleganter „Packard". Der Chauffeur griff an die Mütze und öffnete dienstfertig den Schlag.

„Nörrefaelled!" nickte Strandjelm ihm zu und ließ sich in die weichen Polster fallen. Der Wagen flog davon. Noch einmal wandte sich der Professor um und sah zur Universität hinüber, wo auf dem Portal der Adler thronte mit erhobenen Flügeln und die Inschrift über den Platz leuchtete:

„Coelestem adspicit lucem!"

Etwas müde war er doch. Er lehnte sich zurück und schloß die Augen. Kein Wunder, seit Tagen und Wochen schon schlaflose Nächte. Im Laboratorium eine Arbeit, die er vor einem Jahr vielleicht noch sinnlos und kindisch genannt hätte, und die ihn nun derart gefangen nahm, daß er kein Auge mehr zutat. Dazu an den Vormittagen die anstrengenden Vorlesungen, denen er sich nicht entziehen konnte.

Mit fünfundfünfzig Jahren ist man eben nicht mehr so jung bei aller Liebe zur Sache und bei aller Leidenschaft, daß man schlaflose Nächte spurlos erträgt.

Der Wagen fuhr im ungehemmten Tempo über die Fredens-Bro. Blau schimmerte das Wasser herauf. Möwen flogen mit langsamen Schwingungen darüber hin. Jetzt kamen sie an den Park, der vor dem Rigs-Hospital lag. Und nun waren sie in Nörrefaelled.

Der Wagen bog in die Völungsgade ein, eine stille, unscheinbare Straße. Vor einem einfachen Hause hielt er. Müde und zerschlagen stieg Professor Strandjelm aus, schritt durch die große, offene Tür über den Hof nach einem kleinen Hause, das nur einen einzigen, niedrigen Eingang hatte. Die drei Fenster, die ziemlich tief lagen, waren aus Milchglas, so daß man von außen nicht hineinsehen konnte.

Er holte einen Schlüssel hervor und wollte aufschließen, als von innen geöffnet wurde. Raljnar, der Diener, stand an der Tür, begrüßte den Professor und nahm ihm die Sachen ab. Merkwürdig, was die anderen vorhin nicht gesehen hatten, — Raljnar sah es. Während man in der Universität nicht ohne Neid unter den Kollegen von dem rüstigen und ewig jungen Strandjelm sprach, erkannte hier ein alter Diener nur zu gut, wie der Professor mit jedem Tage mehr zusammenfiel.

„Wollen Sie nicht erst ein wenig essen, Herr Professor?" fragte er schüchtern, und, als er nur ein ablehnendes Kopfschütteln zur Antwort bekam: „Oder wenigstens etwas trinken? — Ich werde etwas Schokolade oder Bouillon besorgen?"

„Nichts! — Nichts, Raljnar! — die kurze Lebenszeit ist zu kostbar. Die Menschen schlafen im Allgemeinen zu viel und brauchen zum Essen immer zu viel Zeit. Alles geht der Arbeit verloren!"

Raljnar schwieg. Er kannte den Professor zur Genüge.

„Ist Carlson da?"

„Ja! — Er ist überhaupt noch nicht fortgewesen und hat auch noch nicht geschlafen!"

Strandjelm nickte, öffnete die Tür zu einem ganz kleinen Gemach, in dem sich nur eine Chaiselongue und ein kleiner Tisch befanden, und schritt durch eine zweite Tür in das Laboratorium.

Ein dumpfer Geruch schlug ihm entgegen. Vor einem breiten Tisch, der mit Zeichnungen aller Art bedeckt war und auf dem seltsame Gläser und Flaschen umherstanden, kauerte im Lichte einer überaus hellen Lampe auf einem niedrigen Stuhl Lanis Carlson.

Er wandte sich nicht um, als der Professor ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn begrüßte.

„Schon wieder zurück?" sagte er, ohne von der Arbeit aufzusehen. „Sie kommen immer zu frühe. Sie sollten sich in Ihrem Alter schonen und ein wenig mit meinem Wagen spazieren fahren!"

„Damit Sie allein arbeiten können, mein Lieber!" lachte der Professor und strich seinen weißen Bart. „Was macht unser Seelchen?"

Interessiert beugte er sich herab, streifte die Brille mit den dicken Gläsern auf die hohe Stirn und sah aufmerksam auf einen kleinen, sonderbar geformten Apparat aus schimmerndem Stoff, den Lanis Carlson zwischen zwei Pinzetten hielt. Es war der wertvollste Teil des Apparates, an dem sie arbeiteten und ohne den an eine Erzeugung der geheimnisvollen Strahlen nicht zu denken war.

„Wir müssen die Feder um den Bruchteil eines Millimeters verkürzen, scheint mir!" sagte Carlson nach einer Weile und sah von der Arbeit auf. Behutsam legte er den kleinen Apparat auf eine Glasscheibe, und deckte ihn sorgsam zu.

„Wie spät ist es?"

„Zwei Uhr!"

„Nachmittags? —" Lanis Carlson sah zum Fenster hinüber und lächelte müde. „Ach ja! — Wenn man hier sitzt, Professor, Stunden und Stunden, weiß man nichts mehr von der Zeit. Sie könnten mir jetzt erzählen, daß ich nur aus dem Haus zu treten brauche und gleich auf dem Piazza Montecitoria in Rom stehe, oder in Paris auf der wundervollen Rue de Rivoli, oder gar unter Palmen auf dem Maye Square in Buenos Aires! — Ich würde es Ihnen glauben!"

Der Professor betrachtete aufmerksam den Apparat auf der Glasscheibe. Die dünne Feder, dem bloßen Auge kaum sichtbar, schwankte hin und her.

„Sie sind weder in Paris, noch in Rom, noch in Buenos Aires, wenn Sie aus dem Hause treten, Carlson, sondern auf der Bölundsgade. Und vor der Tür steht immer noch Ihr Wagen und es wäre gescheiter, wenn Sie die Erholungsfahrt, die Sie mir raten, selbst unternehmen würden. Die Lange Linie am Freihafen ist zumindest eine so schöne Straße wie die Rue de Rivoli. Sie müssen sie nur mit den richtigen Augen ansehen. Und dann essen Sie in einem Restaurant ein wenig, fahren nach Hause, und wenn Sie geschlafen haben, kommen Sie wieder und lösen mich ab!"

Lanis Carlson erhob sich und reckte sich. Dann wanderte er auf und ab. Der Professor stand noch immer gebeugt über den Tisch. Hier und da schaltete er an kleinen Hebeln, die sich auf einem Brett provisorisch aufmontiert befanden.

„Schlafen!" sagte Carlson und glättete die Falten in seinem Anzug. „Was soll man tun, wenn man schlafen muß und nicht kann? — Außerdem rufen mich heute Pflichten!"

„Frauen sind keine Pflichten!"

„Woher wissen Sie, daß es Frauen sind?" fragte Carlson und sah zu Strandjelm hinüber.

„Weil es sonst in Kopenhagen nichts gibt, was Sie als Pflicht betrachten könnten! — Ich gebe zu, daß Fräulein Bryon eine der schönsten Frauen ist, die ich je sah, —"

„Ich habe nie gewußt, daß Professoren für derlei Dinge Verständnis aufbringen könnten!" — — —

„So wissen Sie es jetzt! — Und was glauben Sie, wenn die Feder unseres Seelchens noch verlängert werden würde?" — Er hate sich plötzlich aufgerichtet und sah forschend Lanis Carlson an.

„Ich sage: Nein!"

„Ich sage: Ja!"

„Es sind fünf bis sechs Tage Arbeit!"

„Die sich aber lohnen werden!"

„Begründung?"

„Die Verlängerung der Feder ergibt mit tödlicher Sicherheit die Annahme, daß die Strahlenbündel einen größeren Aktionsradius bekommen und ausreichen werden!"

„Und die Verkürzung, die viel einfacher ist, wird beweisen, daß die Strahlen in gedrängtester Form größere Wirkung erzielen müssen!"

Der Professor schritt nachdenklich, die Arme auf dem Rücken verschränkt, auf und ab. Dann schaltete er einen Motor ein, der leise summend seine Umdrehungen machte. Blaue Funken spritzten. Lichter zuckten auf. An den Leitungsdrähten, die durch das Zimmer liefen, lief gespensterhaft weißes Licht. Seltsame Schatten schienen auf und ab zu huschen.

Plötzlich wandte er sich um: „Gehen Sie schlafen Carlson!"

Er sagte das mit einem Tone voller Bestimmtheit, als wenn er auf seinem Lehrstuhl saß und feststehende, unerschütterliche Tatsachen bewies. Tatsachen, gegen die es keinen Widerspruch gab.

Lanis Carlson spürte auf einmal eine furchtbare Müdigkeit. Seine Knie zitterten und wollten den Dienst versagen.

Und dann nochmals die Stimme des Professors: „Gehen Sie schlafen. Wenn Sie aufwachen, wird sich vieles geändert haben. Ich hoffe, jetzt auf der richtigen Spur zu sein. Vielleicht — vielleicht benötigen wir das Seelchen gar nicht anders! — Vielleicht genügt es, wenn wir —"

Lanis Carlson hörte nur das Summen des Motors. Unter halbgeöffneten Lidern sah er schattenhaft fahles Licht.

Jetzt sprach der Professor wieder:

„— Frauen sind immer nur schädlich für Leute, die arbeiten! —Sonst habe ich sie auch sehr gern! — Und sehen Sie, lieber Carlson, wenn wir die Stromzufuhr durch die luftdicht verschlossene Röhre leiten, so ist es von vornherein ausgeschlossen, mit mehr als vier Volt zu arbeiten. Bedenken Sie die unerhörte Möglichkeit, mit der kleinsten Taschenlampenbatterie zu operieren. Unser Fehler lag sicher im Widerstand. Das Seelchen konnte ja nicht reagieren — Konnte ja nicht! —"

„Könnte es nunmehr, wenn wir —?"

„Ja! — Es muß sogar!"

Augenblicke vergingen, in denen sich der Professor zwischen allerlei Apparaten zu schaffen machte. Er schaltete den großen Stromkreis aus, schloß kleine Batterien zusammen, befestigte sie an einer kunstvoll gewundenen Glasröhre, in der das Seelchen eingeschlossen worden war, setzte das Ganze in einen einfachen Straßenhut, der, von außen unsichtbar, im Innern ein Gestell barg, das zur Aufnahme diente, und setzte Lanis Carlson den Hut vorsichtig auf den Kopf.

Still war es im Zimmer geworden.

„Einschalten!" sagte der Professor heiser.

Mechanisch griff Lanis Carlson nach dem Hutrand, an dem sich eine Feder befand.

Die Stille wuchs.

Die Stimme des Professors klang durch den Raum:

„Carlson, — wo sind Sie?"

„Hier!"

„Unsinn! — Sie sind aus dem Zimmer gegangen! — Sprechen Sie doch, damit ich weiß, daß Sie hier sind!"

Carlson machte ein paar taumelnde Schritte. Auf dem Tisch lag ein Buch. Er las die Sätze, ohne zu denken. Las.

„Carlson! — Achten Sie jetzt darauf, — ich berühre Sie! — Ich sehe Sie nicht mehr!"

Lanis Carlson fühlte, wie der andere ihn betastete. Und dann lief Lanis Carlson durch den Raum, sprach hier, sprach dort, immer nur ein paar Sätze. Und Strandjelm folgte ihm.

Als Carlson den Stromkreis wieder unterbrach, stand er in voller Größe vor dem Professor.

„Geben Sie her! — Überzeugen Sie sich. Ich kann es noch nicht glauben!" Und der Professor setzte den Hut auf, berührte den Kontakt, und Carlson sah ihn nicht mehr.

„Es geht!" lachte der Professor unter Tränen. „Passen Sie auf, Carlson, wie recht ich behalten werde!" Er lief aus dem Zimmer hinaus.

Lanis Carlson hörte, wie die Tür zufiel. Da stand er, mitten im Zimmer, hielt sich an einem Stuhl. Und dort lag der Hut, und daneben das Seelchen, — seine Erfindung. Wie hatte eben der Professor gesagt? — „Es geht ohne das Seelchen zu ändern!" — Gut!

Ein furchtbarer Kopfschmerz quälte ihn, als er mechanisch nach dem Hut griff, vorsichtig alles noch einmal überprüfte.

Und dann kam der Professor herein, reichte ihm ein Glas Wasser und sagte: „Trinken Sie jetzt, lieber Carlson, ich habe draußen auch schon ein Glas getrunken! — Fahren Sie sofort nach Hause und ruhen Sie. Kann ich Sie um zwölf Uhr erwarten?"

Lanis Carlson sah auf die Uhr, die auf dem Tisch stand.

„Es ist jetzt drei Uhr! — Ich werde um zwölf wieder hier sein!"

Sorgsam hielt er den Hut vor sich in der Hand und trat durch das kleine Gemach in den Raum, in dem Raljnar sich immer aufhielt. Der Diener wollte ihm in den Mantel helfen. Er wehrte ab.

„Bringen Sie mir die Sachen in den Wagen!"

Raljnar wollte hinaus. Da tönte hinter ihm die Stimme des Professors: „Und mich stören Sie nicht bis 4 Uhr. Halten Sie mir dann das Essen bereit!"

„Sehr wohl!"

„Und — schlafen, lieber Carlson! — Das ist nunmehr wichtiger als alles andere!"

Dann fiel die Tür hinter ihm zu . . .

Lanis Carlson trat auf den Hof und schritt langsam durch den Flur auf die Straße. Die Sonne lachte, Kinder spielten auf dem Bürgersteig und ein paar Lerchen schmetterten irgendwo in der Luft.

Raljnar hielt den Wagenschlag offen. Der Motor summte.

„Nach Hause! — Aber langsam und auf Umwegen!" sagte Lanis Carlson zu seinem Chauffeur.

Schwer ließ er sich in die Polster gleiten und sah aus zitternden Augen auf das bunte Bild, das vorüberhuschte. Langsam, im gemäßigten Tempo fuhr der Wagen durch die Straßen über den Aga Boulevard am Seepavillon vorbei und dann durch den Örsteds Par, in dem sich schon die ersten grünen Halme an Bäumen und Sträuchern zeigten.

Mit trunkenen Blicken sah Lanis Carlson alles, nahm es in sich auf, und hielt noch immer den schwarzen Hut in den Händen.

„Ich bin unsichtbar, wenn ich will!" flüsterte er vor sich hin. „Ich bin nicht mehr auf der Welt, wenn ich es wünsche!"

Und plötzlich beugte er sich vor, fühlte sich so jung und frisch und öffnete das kleine Fenster: „Fahren Sie, so schnell Sie können, Adel Gade 11!"

Der Chauffeur griff an die Mütze und wiederholte die Adresse. Dann fuhr er mit gesteigerter Geschwindigkeit weiter. Kurz vor dem Ziel aber öffnete Lanis Carlson abermals das Fenster: „Nach Hause!" —

Jetzt nicht! Jetzt am Tage wollte er doch nicht zu Ruth Bryon fahren. Am Abend erst, wenn es dunkelte, wenn die Dämmerung kam. Und an diesem Abend wollte er auch, was er lange Zeit schon nicht mehr getan hatte, ausgehen mit ihr. Wollte unter Menschen sein. Wollte noch einmal der alte Lanis Carlson sein, der er bisher gewesen war: Lanis Carlson, den jeder kannte.

Morgen begann das neue Spiel, der Mann, den die Welt nicht sah.

Lanis Carlson träumte sich so sehr in die neue Rolle hinein, die es auf dieser Welt zu spielen gab, daß er erschrak, als der Chauffeur den Wagenschlag öffnete und meldete: „Wir sind da!"

Er stieg die teppichbelegten Stufen zu seiner Wohnung hinauf. Das Mädchen öffnete. Er ging sofort in sein Arbeitszimmer.

„Ich möchte vorläufig nicht gestört werden!"

Das Mädchen verschwand mit einem Knicks.

Und dann lag er auf der Chaiselongue, neben sich auf dem Stuhl den kostbaren Hut.

Was war das für ein Leben, das man bis jetzt auf dieser Welt gelebt hatte? — Dieses Dahinvegetieren mit der Masse? Tagaus, tagein? War er einmal im Leben unbeobachtet gewesen? Das Mädchen stand hinter ihm und wußte, wann er kam und wann er ging. Auf der Straße traf er Bekannte. Sie hielten ihn an und erzählten ihm von Menschen, die ihm gleichgültig waren, von denen er nichts wissen wollte.

Das hatte von morgen an aufgehört. In unerhörte Bahnen lenkte das Schicksal seinen Schritt. Es gab keinen Platz der Welt, auf dem er nicht sein durfte. Gab es einen Raum, in den ihm der Eintritt verwehrt werden konnte? Ungesehen, am hellen Tage durfte er es wagen, Fürsten und Königinnen zu besuchen. In die geheimsten Gemächer durfte er den Fuß setzen, ohne daß ihn eine Schildwache anrief oder ihm gar den Weg versperrte. Bis in die entlegensten Winkel der Erde vermochte er vorzudringen. — Konnte sein, wo niemand ihn ahnte. — Konnte abtreten vom Schauplatz, ohne daß es jemand wußte.

Und nur er allein — Nur er! — Sonst niemand! —

Lanis Carlson sprang plötzlich auf. Konnte wirklich nur er allein dieses zweite, ungesehene Leben leben? — Nein!

Drüben in der Bölundsgade gab es noch einen, der um das Geheimnis wußte.

Aber das war nun nicht mehr zu ändern. Ohne Professor Strandjelm wäre er mit der Arbeit nie fertig geworden. Er brauchte ihn damals, vor einem halben Jahr, als es aus war mit seinen Kenntnissen. Als er Wissenschaften benötigte, die ihm alles Geld nicht ersetzen konnte. Auf Professor Strandjelm war seine Wahl gefallen. Schwere Kämpfe hatte es gekostet, bis er ihn soweit gebracht hatte, sein Laboratorium eines Besuches für würdig zu finden.

Aber dann, — dann hatte sich Strandjelm mit einem Eifer auf die Arbeiten geworfen, wie er nie gehofft hatte.

Heute, in diesem Augenblick, an diesem Tage, wo er vor der vollendeten Tatsache stand, — empfand er es doch als eine Dummheit, daß er damals die Ausbeutung des Geheimnisses nicht allein weiter versucht hatte. Aber was war nun daran zu ändern? —

Ruth Bryon würde Augen machen.

Ruth, — und vor allem die nachtschwarze Inge von Brogade. Ob er ihr die Mitteilung davon eher machte, als dem Vater? — Exzellenz von Brogade war Minister. Ah! — Jetzt hatte er sie alle für sich. Jetzt konnte er spielen mit ihnen. Jetzt konnte er —

Eine lähmende Müdigkeit befiel ihn.

Schlafen! — Schlafen!

*

In wenigen Stunden schon war er ein anderer Mensch. Wenige Stunden noch trennten ihn von dem Mann, der die Welt nicht mehr sah!

(Fortsetzung folgt.)

---

# Der Flüchtling.

Erzählung von E. Raundorff-Dresden.

Wir waren einander noch nie so nah gewesen wie in dieser stillen Stunde, da wir in dem behaglichen Herrenzimmer des Malers zusammensaßen und jeder von seiner „großen Liebe" erzählte. Doch wunderten wir uns ganz gehörig, als plötzlich auch Nikolai Georgewitsch, der Wortkarge, der einstige Millionärssohn und russische Gardereiteroffizier zu sprechen begann: „Auch ich habe einmal in meinem Leben sehr geliebt, aber es ist mir schlecht bekommen.

Sie wissen, daß ich mich nach der Vernichtung unserer weißrussischen Armee zum Balkan durchschlug. Um mir, eltern-, heimat- und vermögenslos, wie ich geworden war, eine neue Existenz zu gründen, nahm ich einen Posten als serbischer Grenzgendarm an und führte ein kulturfernes, mittelalterliches, gefährliches Leben in den wilden Bergen des Balkans. Ich stand in stetem Kampfe gegen die wohlorganisierten Räuberbanden der Komitatschis, zusammen mit zwei Kameraden; davon war der eine gleich mir russischer Flüchtling, der andere ein serbischer Sergeant, der mich schon deswegen haßte, weil ich lesen und schreiben kann und einstmals Offizier gewesen bin.

Unsere Staniza (Gendarmeriestation) lag in dem großen Gebirgsdorf Ack-Manat, unmittelbar an der neutralen Zone zwischen Jugoslawien und Albanien. Die Bewohner des Dorfes waren fast ausschließlich Türken.

Als ich mir eines Tages in einem Tabakladen Zigaretten kaufte, wurde ich von dem ehrwürdigen Türken, der mich, wie alle anderen Dorfbewohner, kannte, auf russisch angesprochen. Er erzählte mir, daß er bis zur Revolution in Taganrog gelebt habe und das Rußland der alten Zeit sehr liebe. Ich wurde von ihm herzlich zu einem ausgiebigen Plauderstündchen eingeladen.

Da er als einer der angesehensten Männer des Dorfes galt, nahm ich dankbar und erfreut an. Ich lernte dann seine Nichte kennen: Hischki.

Sie war erst fünfzehn Jahre alt und eine Knospe von unendlichem Liebreiz. Zum Erblühen reif, ihre scheue Seele voll Sanftheit und Kindlichkeit, gläubig und mitleidsvoll. In der gazellenhaften Schönheit und Anmut ihrer Bewegungen lag die Reife ihrer jungen Weiblichkeit; ich war ihr vom ersten Tage an verfallen.

Ich habe immer ein romantisches Liebesideal in mir getragen. Als ich noch im Überfluß lebte, kreuzte manch schöne Frau meinen Weg, keine aber konnte den Wunsch zur Heirat in mir erregen. Dies Mädchen aber erfüllte mein Ideal in jedem Zuge, und ich hatte keinen anderen Wunsch als mich durch unlösliche Fesseln an sie zu binden. Von ihrer Seite wußte ich mir keinen Widerstand: ihr junges Herz war frei und liebesbereit, und überdies erregte mein Unglück ihr volles Mitleid. Es wurde mir nicht allzu schwer, dies Mitleid in Gegenliebe zu verwandeln. Als ich ihrer sicher war, sprach ich mit Omar Zenel, ihrem Onkel. Er nahm meine Werbung voll Freundlichkeit an, der Alte schien großes Wohlwollen für meine Person zu empfinden. Mein Plan, hier ansässig zu bleiben, und meinen Lebensunterhalt weiter als Gendarm zu verdienen, wobei ich bald einen höheren Posten zu erreichen hoffte, fand durchaus seine Billigung. Er stellte nur eine Bedingung: ich mußte zum Islam übertreten. Sie werden sich sicher wundern, meine Herren; aber diese Bedingung schien mir geradezu selbstverständlich. Es

war ja mein fester Wille, mich völlig von meiner Vergangenheit zu trennen und das Glück meines Lebens an der Seite meiner Geliebten, ganz in ihrem Rahmen bleibend, zu suchen.

Da der Übertritt zum mohammedanischen Glauben einige Vorbereitungen erfordert und der ganze Akt überhaupt nicht hier, sondern in der kleinen Grenzstadt vollzogen werden mußte, erbat ich mir zu diesem Zweck einen dreiwöchentlichen Urlaub, den ich auch erhielt.

Ich trat mit meiner Bitte vor den Sergeanten. Er hatte nicht das Recht, sie mir zu verweigern. Aber ich empfand deutlich, daß dieser Mann mein Widersacher war. Ich hatte all die Wochen so sehr meinen Liebesgedanken und Plänen gelebt, daß ich nicht darauf geachtet hatte, ob sich seine ursprüngliche Abneigung vermehrt oder vermindert hatte. Aus der Art, wie er meine Bitte gewährte, sprach der Haß. Der Grund war wohl klar: Er kannte meine Absichten ebenso wie jeder im Dorfe und sah mich unliebsamen Fremdkörper nicht nur im Dorfe Wurzel fassen, sondern womöglich seine eigene Stellung, dank meiner besseren Eignung, bedrohen. Ich verstand dies vollkommen und beschloß, mich nach meiner Rückkehr mit diesem Mann zu befreunden.

Nach drei Wochen war ich ein Muselmann und kehrte voll unendlichen Glückes nach Ack-Manai zurück, um die Geliebte mein nennen zu dürfen.

Aber Hischki erwartete mich nicht, wie verabredet, am Rande des Dorfes. Ich eilte zum Hause Omar Zenels — es war verschlossen! Ich fragte den ersten Besten, den ich traf, was denn geschehen sei — er wich mir aus. Endlich erfuhr ich von einem Dritten die ungeheuerliche Wahrheit: Omar Zenel saß im Gefängnis des Städtchens, das ich eben verlassen hatte, und Hischki hatte sich das Leben genommen . . .

Ich glaubte es nicht, es schien ein unfaßbarer gräßlicher Traum. Ich fragte immer wieder; alle, alle fragte ich. Aber alle sagten dasselbe: der Alte wäre von den Gendarmen abgeführt worden, und Hischki hätte sich drüben am Steilabsturz von dem Felsen geworfen. Aber die Gründe, die Gründe all dieses grausigen Geschehens konnte oder mochte keiner mir nennen.

Ich meldete mich zum Dienst, der Landsmann wich mir aus. Nur der Sergeant hatte die Dreistigkeit, sich an meiner gänzlichen Verstörtheit zu weiden. Ich faßte dies alles nicht. Auch hier bekam ich ausweichende Antworten. Der Sergeant verbat sich schließlich mein immer wilder drängendes Ungestüm und befahl mir, mit ihm und dem anderen noch diesen Abend in die Berge zu gehen, denn ein guter Fang würde mich ablenken. Er forderte mich vor unserem Abmarsch fleißig zum Trinken auf und trank selbst sehr viel. Ich war aber noch viel zu fassungslos, um im Trinken Vergessenheit zu suchen.

Als wir im ersten Dämmer aufbrachen, war der Sergeant nicht mehr nüchtern. Er ging uns voran, seine breite Gestalt schwankte ein wenig, aber er schlug doch den Weg nach dem schmalen gefährlichen Felspfad ein. Als wir an den Steilabsturz kamen, drehte er den Kopf nach mir und wies über die Schulter: „Hier ist sie hinunter!"

„Warum!?" schrie ich. „Warum hat sie nur das getan?"

Er ging ein paar Schritte weiter, bis die gefährliche Stelle vorbei war, da blieb er stehen und wandte sich mir zu. Sein trunkenes Gesicht war verzerrt vor teuflicher Genugtuung: „Warum? Weil eines Abends, als sie wieder draußen auf den Postboten wartete, ich sie an mich riß und . . ."

Er hat nicht zu Ende sprechen können. Ich habe getan, was mancher Mann an meiner Stelle getan hätte: ihm mein Seitengewehr durch den Leib gerannt. Er war sofort tot. Der Kamerad reichte mir stumm die Hand und blieb bei der Leiche. Ich aber stieg hinauf in die Berge und überschritt die Grenze der neutralen Zone und floh . . ."

Der Russe schwieg. Nach einer kleinen Weile sagte er leise: „Vielleicht verstehen Sie nun, daß ich vor jeder neuen Frauenliebe Scheu empfinde, weil sie diese Erinnerung mit ihrer unerträglichen Qual aufs neue in mir wach ruft."

---

## Zwei Sprüche.

Von **Frieda Schanz.**

Reiße aus vor deinem Mißmut
Wie vor lähmendem Besuche!
Such in einem Lachen Zuflucht
Oder einem lieben Buche.

*

Fort die grämelnden Gefühle!
Frischer Wind durchweht das Land.
Deiner Seele feine Mühle
Mahlt zu groben harten Sand!

---

## Das Stadttor.

Von **Ludwig Bäte.**

Eingeklemmt liegt es zwischen den Resten der Stadtmauer. Es ist eine Tür, die durch starre Wände ins Innere führt. Dicke Quadern ragen mit steinfest gefügtem Mörtel. „1525" steht unter den Pflugscharen des Wappens über dem Bogen. Über dem graugrünen Schindeldach springt eine kupferbedeckte kleine Barockzwiebel wie ein übermütiger Scherz in die Luft, von einer kunstvoll geschmiedeten Eisenfahne überragt. Eingeschlafen ruht der Bau im gelben Herbstmittagslicht. Wie flammt das rote Weinlaub auf dem gelben Grund, aus dem die blauen Läden der Wächterwohnung märchenhaft schimmern! Manchmal rieselt Feuer von der mächtigen Kastanie an der Treppe über das Dach, und leise, mein' ich, knistern die alten Dachplatten. Tief lehnt der blaue Himmel dahinter.

Von St. Annen läutet die Glocke. Die sang schon, als aufständische Bauern Einlaß begehrten vor dem Tor. Sie sah Wallensteinsche Söldner und friderizianische Füsiliere. Durch seine Wölbung flog die Kunde von Leuthen und Leipzig, von Sedan und Lüttich, über sein Pflaster rumpelten die gelbe Postkutsche und der dunkle Wagen, schritt der Handwerksbursche und stöhnte der Armsünderkarren, quoll buntes Bürgerleben, als die engenden Wälle fielen, die Menschen hinausdrängten in Gärten und Grün, in Berge und Buchten. Als sie Gott fühlten im Wehen der Halme, im Wunder der Weite, hinaus über die getrübte Helle heiliger Fenster. Als sie das Vaterland fanden, das größer war als mauerumhegte städtische Gerechtsame. Tief sinkt das Tor in Traum und Stille. Um sein Haupt spinnen goldene Volksgesänge und Wunderweisen von Schubert und Silcher; von der Linde am Brunnen neben dem Anger lächeln Gänselieselllieder, und abends scheint der Mond freundlich auf den grauen Landsknecht der guten Stadt. Sie hat ihn schon lange nicht mehr nötig und könnte ihn abbrechen. Er weiß das wohl. Aber je weiter die Stadt ihre Netze über die Grenze wirft, die er einst hegte, desto schöner leuchtet sein Alter, und desto lieber lacht sein gutes Gesicht in einen lauteren Tag, dem er behaglich zuschaut wie ein Großvater dem Spiel fröhlicher Enkel.




* **Der Eskimohund als Reiseführer.** Zwei Amerikanerinnen unternahmen kürzlich die in den Schneestürmen des Spätwinters doppelt gefährliche Schlittenreise von Bethel in Alaska nach dem 160 Kilometer entfernten Holy Groß. Der Weg führt auf einer 80 Kilometer langen Strecke über vollkommen baumlose und dem Sturm ausgesetzte Tundra. Auf dieser verloren die Frauen im Schneegestöber die Richtung. Weglos glitten sie mit dem Hundegespann durch den Schnee, lenkten die Tiere bald hierhin, bald dorthin, wo sie irgend ein Merkzeichen für den Weg zu finden hofften. Nach einem Tage kamen sie zu der schrecklichen Gewißheit, sich vollständig verirrt zu haben. In ihrer Verzweiflung und vor Kälte halb bewußtlos ließen sie die Zügel fahren und vertrauten sich der Führung des Leithundes an. Dieser überlegte nicht lange, sondern schlug plötzlich eine ganz entgegengesetzte Richtung ein und riß die anderen Zugtiere in eiligem Trab hinter sich her. Ohne sich weiter um den Willen der Frauen zu kümmern, machte der Hund nach Gutdünken Rast und brach auch eigenmächtig wieder auf. Menschen und Tiere fügten sich widerspruchslos dem Führer. Nach Tagen brachte der Leithund Reisende und Gespann zwar vollkommen erschöpft aber wohlbehalten nach Holy Groß.

## Lustige Rundschau

* **Kindermund.** „Lottchen, du mußt jetzt bald ein neues Bettchen haben, denn das jetzige wird dir zu klein." — „Ach Mutti, trag's doch zu dem Möbelhändler da drüben, es steht dort „Das Wachsen von Möbeln wird übernommen."

*

* **Radio.** „Meine verehrten Damen und Herren", ertönte die Stimme des Opernsängers aus der Tiefe des Lautsprechers, „ich bitte zu verzeihen, daß ich heute infolge einer starken Erkältung . . ." — „Geh' nicht so dicht ran an den Lautsprecher, Lisbethchen, du hast immer so rasch was weg!"

---

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.